

Schwerpunkt Holocaust-Gedenktag in Liechtenstein



Regierungsrätin Aurelia Frick warnte davor, alte Muster zu wiederholen.



Germanist Jan Philipp Reemtsma sprach über die Bedeutung von Yad Vashem.



Beim Apéro: Hansjörg Quaderer, Aurelia Frick, Arik Rav-On und Jan Philipp Reemtsma (v. l.). (Fotos: Nils Vollmar)

Der Holocaust: Ein Spiegel der Menschheit

Mahnendes Gedenken Der 27. Januar 1945 - für viele das Datum für das Ende eines nahezu unaussprechlichen Grauens. Der Tag der Befreiung der Konzentrationslager Auschwitz. Und der Tag, sich dieses Schreckens zu erinnern und nie zu vergessen. Auf dass es nie wieder geschehe.

VON SEBASTIAN ALBRICH

«Wir möchten nicht, dass unsere Vergangenheit die Zukunft unserer Kinder wird», eröffnet Regierungsrätin Aurelia Frick den Holocaust-Gedenktag im Kunstmuseum in Vaduz mit einem Zitat eines Überlebenden, das gleichzeitig auch eine Aufforderung sein soll. Vor einem Jahr hat sie zum 70. Jahrestag der Befreiung das erste Mal das Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau besucht. Dieses Zitat sei ihr dabei am eindrücklichsten in Erinnerung geblieben. Auch die Schüler, die sie auf der Reise begleiteten, hätten das Ausmass des Holocaust - der Ermordung von rund 6,3 Millionen Juden - erst richtig erfasst, als sie in den Mauern des Konzentrationslagers standen. Doch genau dieses Bewusstsein ist wichtig, um sicherzustellen, dass es nie wieder so weit kommt. Hier seien sowohl die Politik als auch der einzelne Bürger gefordert.

Die Geister von damals

Die Zeichen der Zeit deuten derzeit jedoch in eine andere Richtung. Auf's Neue wird gegen Randgruppen wie Flüchtlinge und Moslems gehetzt und Witze gerissen. Allgemeinplätze und Generalvorwürfe werden als Lösungen verkauft. Gerade in dieser hoch emotionalen und aufgepeitschten Welt gilt es, sachlich zu agieren, Verallgemeinerungen zu hinterfragen und auch unpopuläre Fragen zu stellen sowie unpopulär zu handeln, betont Frick. Auch Klemens Jansen vom Verein der Liechtensteiner Freunde von Yad Vashem warnt vor solchen Allgemeinplätzen und betont die Bedeutung von Zivilcourage in der heutigen Zeit. Doch auch das Wahre des Andenkens an

den Holocaust würde zur Pflicht einer jeden Zivilgesellschaft gehören.

Begreifen lernen

«Wenn Sie die Welt und die Menschheit - diesen einen Klub, aus dem Sie nicht austreten können - verstehen wollen, sollten Sie Yad Vashem besuchen», beginnt der Publizist und Germanist Jan Philipp Reemtsma seine Rede. Dies nicht in einer Gruppe, sondern selbst und bewusst. Es sei einer der eindrücklichsten Orte der Erinnerung. Es gebe viele Orte des Gedenkens an die Shoa. Solche an denen es geschah, und solche, an denen man sich nur erinnert. Auschwitz sei zum Beispiel einer der erstern. Erst wenn man einen solchen Ort betrete, gebe es einen Moment an dem man merke, dass ein kleiner Teil in einem nicht ganz an die Grauen des Holocaust glauben wollte, so Reemtsma. Sei es der lange Weg vom Tor zu den Gaskammern, die Koffer, die die Leute packten, im Glauben, sie würden an einen Ort reisen, wo sie überleben oder das schiere Ausmass des Lagerkomplexes, das die «Urbanisierung des Mordes» deutlich mache. Die Menschen brauchen solche Orte, um zu sehen, wie nahe es war und wie schnell es geschah, wie schnell Lager, Schienensystem und Transportwege hochgezogen wurden. Man könne es nicht verstehen, wenn man sich nicht der kognitiven Überforderung stelle, die die Shoa darstelle, argumentiert Reemtsma. Denn das Grauen sei nicht unvorstellbar, schliesslich sei es ja geschehen. Und mitten unter den Menschen, die mitgeholfen haben, dieses Grauen anzurichten oder einfach weggesehen haben, gab es jene wenigen Ausnahmen - jene «Gerechten unter den Völkern» -, die aufstanden und etwas gegen dieses Unrecht unternah-

men. Sie fassten einen Entschluss, standen für andere Menschen ein, ohne Rücksicht auf die Gefährdung des eigenen Lebens. Doch was bewegt jemanden zu so einem Schritt. Der kürzlich verstorbene Berthold Beitz, einer der «Gerechten unter den Völkern», antwortete auf die Frage, wieso er getan hatte, was er getan hatte, mit: «Ich musste es einfach tun.» Wie seltsam den höchsten Ausdruck der Freiheit in den Satz zu kleiden «Ich konnte nicht anders», hebt Reemtsma hervor. Mensch sein hiesse immer auch anders handeln können, zum Guten und zum Schlechten. Es war für sie jedoch das einzig Richtige, was sie für sich in diesem Augenblick tun konnten. So etwas kann man sich nicht vornehmen, es geschieht im Moment.

Das menschliche Gesicht

Diese «Gerechten unter den Völkern» handeln als Menschen, jedoch nicht für das Menschsein als solches. Mensch zu sein habe keinen Inhalt - weder gut noch böse, man ist es einfach. «Aber diese Menschen haben ihrem individuellen Menschsein in diesem Moment, in diesen Jahren dieses Gesicht gegeben», führt Reemtsma aus. Wer die Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem besucht, lerne, was der Mensch sein kann, als Mörder, als Opfer, als Gleichgültiger. Wir wissen jedoch noch längst nicht alles, vor Auschwitz haben wir nicht gewusst, dass der Mensch auch das sein kann. Die «Gerechten unter den Völkern» zeigen aber auch, dass es anders geht. Jeder hat die Wahl, doch die, die ihre Wahl getroffen haben, sagen, sie hatten keine Wahl. Sie taten, was sie für selbstverständlich hielten, betont Reemtsma: «Sie sind Ausnahmen unter allen Völkern, unter allen Menschen, doch sie sind das Selbstverständliche.»

Winter: «Es ist die letzte Chance, um diesen Menschen beizustehen»

Interview Anita Winter leitet die Stiftung Gamaraal, die verarmte Holocaust-Überlebende unterstützt. Sie selbst ist die Tochter von Überlebenden. Ein Teil ihrer Familie konnte sich nach Liechtenstein retten.

VON SEBASTIAN ALBRICH

«Volksblatt»: Frau Winter, auch Ihre Familie hat den Holocaust überlebt. Einige von ihnen sogar in Liechtenstein. Wie hat es Ihre Familie ausge-rechnet nach Liechtenstein verschlagen?

Anita Winter: Mein Grossvater war Arzt in Heilbronn. Er und meine Grossmutter erhielten keine Bewilligung, in die Schweiz zu flüchten, und dies, obwohl meine Grossmutter gebürtige Schweizerin war. Deshalb versuchten sie es in Liechtenstein - mit Erfolg. Auch mein Vater versuchte sein Glück in der Schweiz und erhielt in der Schweizer Botschaft in Berlin eine Absage: «Juden wollen wir nicht», hiess es. Die liechtensteinische Regierung ermöglichte aber auch ihm eine Einreise, was ihn vor dem sicheren Tod rettete. Von dort gelang schliesslich die Reise in die Schweiz. Ich bin dem Fürstentum

Liechtenstein unendlich dankbar, weil ohne diese menschliche Handlungsweise wäre ich heute nicht hier. Ich kann die Dankbarkeit gar nicht richtig in Worten ausdrücken.

Wie waren damals die Lebensbedingungen für Juden in Liechtenstein?

Sehr gut, mein Vater erzählte mir Geschichten, die mich sehr berührten. Meine Familie überlebte den Krieg in Schaan, in einem gelb gestrichenen Haus neben der Kirche. Es gab zwar einige Nazis in Liechtenstein, doch auch viele hilfsbereite Menschen. Als es einmal kritisch wurde und die liechtensteinische Bevölkerung Angst vor dem Einmarsch der Deutschen hatte, seien einige der Nachbarn mit ihren Heugabeln zum Haus, in dem meine Familie wohnte, gezogen. Sie versicherten ihnen, sie würden die Familie schützen und verteidigen. Auch die Behörden hatten die Situation oft als kritisch eingestuft. Bei höchster Alarmstufe versteckten sie meine Familie im Gefängnis in Buchs.

Sie haben vor etwas über einem Jahr die Gamaraal-Stiftung ins Leben gerufen. Was hat Sie zu diesem Schritt bewegt?

Ausgelöst hatte dies ein Gespräch mit dem israelischen Sozialminister während eines Mittagessens. Ich fragte ihn: «Angenommen, der jüdische Staat würde heute gegründet, was könnte man besser machen - was hat man aus den Erfahrungen gelernt?» und bekam folgende Antwort: «Ein grosses Versäumnis war, dass Israel nach der Staatsgründung das Leid der Shoa-Überlebenden kaum realisiert hatte und lange das Leid und die Traumata der Shoa-Überlebenden zu wenig beachtete.»

«Ich erachte dies als Verpflichtung, dass wir die Erinnerung weitertragen.»

ANITA WINTER
GAMARAAL STIFTUNG

Wieder in Zürich, wo ich mit meiner Familie lebe, begann ich mich für die Situation der Holocaust-Überlebenden zu interessieren. Was ich dabei erfuhr, hat mich zutiefst betroffen. Es ist uns eine Herzensangelegenheit, den betroffenen Menschen zu helfen, und es ist die letzte Chance, um diesen Menschen beizustehen.

Der Zweite Weltkrieg endete vor über 70 Jahren und die Zahl der Holocaust-Überlebenden und damit der Zeitzeugen schwindet. Was bedeutet dies für die Erinnerung? Laufen wir Gefahr, die Geschichte zu vergessen? Wir befinden uns derzeit in einer Übergangsphase der Weltgeschichte.

Nicht mehr lange und der letzte Holocaust-Überlebende wird nicht mehr unter uns sein. Der Holocaust ist mit keiner anderen von Menschen geplanten und verantworteten Katastrophe vergleichbar. Er ist einmalig und hat deshalb einen universellen Charakter. Unsere Zukunft, eine Zukunft der Menschlichkeit ist abhängig von unserem Wissen und unserer Erinnerung an den Horror, dem unsere Familien während des Holocaust ausgesetzt waren. Ich erachte dies als Verpflichtung, dass wir, die Kinder der Überlebenden, die Erinnerung weitertragen.

Wie kann diese Lehre und dieses Wissen bewahrt werde?

Lehre und Aufklärung sind hierbei sehr wichtig, gerade auch heute. Die meisten Überlebenden schreiben mir in ihren Briefen, dass sie sich aktuell an die Zeit von 1930 erinnert fühlen. Die Leute, die 1930 erlebten, haben Angst, den richtigen Zeitpunkt zu verpassen, um flüchten zu können. Jemand, der einen Genozid selber erlebte, wird immer daran denken, dass so etwas wieder passieren kann.

Mehr zur Stiftung und ihren Zielen finden Interessierte auf www.gamaraal.org.

Zur Person

Hilfe für die Überlebenden

Anita Winter, selbst Tochter von Holocaust-Überlebenden, engagiert sich aktiv für Menschenrechte. So nimmt sie zum Beispiel als offizielle Repräsentantin der grössten jüdischen humanitären Organisation B'nai Brith International an den Diskussionen des UNO-Menschenrechtsrats teil. 2014 gründete Winter die Gamaraal Foundation. «Eine Herzensangelegenheit», wie Winter sagt. Die Stiftung unterstützt Überlebende finanziell, denn rund 80 dieser Holocaust-Überlebenden in der Schweiz leben gemäss Claims Conference in Armut. Langfristig setzt sich die Stiftung



Anita Winter.
(Foto: ZVG)

zudem für die nachhaltige Förderung von Holocaust-Education und zur Genozidprävention ein.